

Erich PILZ: *Gesellschaftsgeschichte und Theoriebildung in der marxistischen Historiographie. Zur Entwicklung der Diskussion um die Han-Gesellschaft*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1991 (Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 582. Band).

Chinesische Chronisten berichteten vor rund 2000 Jahren aus der Zeit der Han-Dynastie (206 v. – 220 n. Chr.), darauf stützen sich dann chinesische Historiker des 20. Jahrhunderts bei ihrer Geschichtsschreibung, die wiederum westliche Historiker – hier Erich Pilz – zum Untersuchungsgegenstand nehmen. Mit dieser Rezension schließlich wird die Meta-meta-meta-Ebene erreicht.

Geschichte pflegen wir, außer beim Prozeß historischer Forschung, nur selten in Gestalt von Selbstzeugnissen wahrzunehmen. Erst die Geschichtsschreibung konstituiert überhaupt Geschichte, und so ist es selbstverständlich, daß wir die Darstellungen, die uns einzelne Historiker von Vergangenem geben, nötigenfalls als ungenau, einseitig, verzerrt, lückenhaft oder sonstwie verbesserungsbedürftig bemängeln. Ungewöhnlich dagegen ist, daß gleich die Geschichtsschreibung eines ganzen Landes und zweier Historikergenerationen wiederholt kollektiver Kritik anheim fällt, wie dies der chinesisch-marxistischen Geschichtswissenschaft der dreißiger und fünfziger Jahre durch nichtchinesische Sinologen widerfuhr. (Die entsprechenden Titel finden sich alle bei Pilz verzeichnet, und sein Werk setzt diese Reihe fort.) Die Gründe hierfür sind bekannt und seien nur noch einmal skizziert. Der historiographische Diskurs kreiste in den dreißiger Jahren in China weitgehend, in den fünfziger Jahren fast ausschließlich um die Interpretation der sozioökonomischen Entwicklung des prämodernen China im Sinne des Schemas Urgesellschaft – Sklavenhaltergesellschaft – Feudalgesellschaft, ferner um Fragen asiatischer oder chinesischer Sonderentwicklungen sowie um die Konzeptionen von Produktivkräften, Eigentumsformen, Klassenkämpfen etc., jeweils in marxistisch-leninistischem – und das heißt vor allem: in stalinistisch-maoistischem – Verständnis. Dabei wurden entsprechende mehr oder minder pauschale Äußerungen von Marx und Stalin als autoritativ akzeptiert, während andererseits die Analyse historischer Quellen zu kurz kam. Als Hauptmotiv für diese teils freiwillig vorgenommene, teils politisch oktroyierte Beschränkung ist der Wunsch zu erkennen, Chinas Geschichte als von Anfang an vollwertigen, ja exemplarischen Teil einer Weltgeschichte darzustellen, die in ständigem Fortschritt, ständiger Vorwärtsentwicklung begriffen war und ist, auf daß die heutige Rückständigkeit des Landes und sein Verlust einstiger Größe nur als kurzfristiger historischer Unglücksfall – Folge erlittener Demütigung –, nicht aber als Konsequenz einer historisch begründeten „Minderwertigkeit“ Chinas erscheine und die Rolle der Kommunistischen Partei als Heilbringerin als historisch unausweichlich begründet werde. Die Folge war, daß sich ein Großteil der Geschichtswissenschaft jener Jahrzehnte in Schlagwortgefechten erschöpfte. Ausländische Sinologen haben die chinesische Geschichtswissenschaft dieser Zeit daher wiederholt als fruchtlos beklagt. Andere wollten es mit einer so pauschalen Verdammung nicht bewenden lassen. Hierzu zählt auch der Autor der vorliegenden Untersuchung. Sein Ziel ist es, anhand ausgewählter Beiträge chinesischer Historiker zur Gesellschaft der Han-Zeit zu verfolgen, inwieweit die unhinterfragt übernommenen marxistisch-leninistischen Kategorien tatsächlich für die Forschung hinderlich waren und Geschichtsklitterungen bewirkten oder im Gegenteil auch erkenntnisfördernd zu neuen, ernstzunehmenden Fragestellungen und Antworten geführt haben.

Die Aufgabe, die sich Pilz damit stellt, ist gewaltig, und er geht sie sehr gewissenhaft an. Er kennt die „westlichen“ Darstellungen und Kritiken zur neueren chinesischen Historiographie, er hat sich durch Berge chinesischer Beiträge zur Han-Zeit gelesen – allein dieser Teil seiner Literaturliste umfaßt über 220 Titel, und offenbar hat er diese Titel tatsächlich mindestens in der Hand gehabt und größtenteils auch ausgewertet -, er hat sich ferner, soweit erforderlich, in das einschlägige marxistische Schrifttum eingearbeitet, kennt den Forschungsstand der westlichen Sinologie in Sachen Wirtschaft und Gesellschaft der Han-Zeit und greift darüber hinaus auch noch in einzelnen Fällen auf Hanzeitliche Quellen zurück.

Derartig gründlich vorbereitet, gelingt Pilz eine Darstellung der Materie, die seinem komplizierten und vielschichtigen Thema mit geringen Einschränkungen voll gerecht wird. Den Auftakt bildet ein Einleitungskapitel, das die unterschiedlichen themenrelevanten Aspekte ausbreitet. Darunter finden sich theoretisch-methodische Überlegungen zum Thema, Gedanken zur politischen Situation der chinesischen Historiker und eine sehr gelungene Zusammenfassung der bisherigen Beschäftigung westlicher Sinologen mit der marxistischen chinesischen Historiographie. Im zweiten Kapitel faßt Pilz die Theorie der „asiatischen Produktionsweise“ und die darum geführten Auseinandersetzungen zusammen und legt die Gründe dar, weswegen diese auf Marx zurückgehende Konzeption in China wie schon bei Stalin als politisch heikel empfunden und daher weitgehend tabuisiert bzw. verschleiern umetikettiert wurde.

Die Kapitel drei bis fünf behandeln dann Pilz' eigentliches Untersuchungsthema, nämlich die chinesische Historiographie zum Thema der Han-Zeit. Er stellt dazu die Arbeiten einiger ausgewählter Historiker ins Zentrum, unterzieht deren Darstellungen einer genaueren Analyse und Kritik und bespricht in dem Zusammenhang jeweils noch abweichende Darstellungen weiterer Wissenschaftler. Den Anfang macht Chen Xiaojiang, offenbar der einzige der frühen marxistischen Historiker in China, der sich in den dreißiger Jahren bemühte, seine Einschätzung der Han-Gesellschaft aus den Quellen abzuleiten, und zudem genügend Selbstbewußtsein besaß, das vorgegebene marxistisch-terminologische Instrumentarium weiterzuentwickeln. Seine Ausgangsüberlegung mutet reichlich kurios an: Da das China der Zhou-Zeit, so Chen, feudalistisch war, sollte man nach dem Zerfall dieses Systems zur Han-Zeit die Entstehung des Kapitalismus erwarten dürfen. Diese blieb aus. Stattdessen habe sich auf der Basis der hochentwickelten landwirtschaftlichen Produktionstechniken des alten China die „Pacht- und Lohnarbeitsgesellschaft“ herausgebildet, welche bis ins 19. Jh. bestehen blieb und eine im Vergleich zum europäischen Weg zum Kapitalismus „abnormale“ Entwicklung darstellte. Das Merkmal dieser Gesellschaft sei die Existenz freier Vertragsverhältnisse (Pacht und Lohnarbeit) auf dem Lande, welche die feudalistischen persönlichen Abhängigkeitsverhältnisse (Leibeigenschaft) ersetzen. Pilz gibt sodann die Argumentation Chens zu den Themen „Produktivitätssteigerung“, „Klassen“ und „Kommerzialisierung der Landwirtschaft“ zur Han-Zeit wieder und konstatiert richtige Erkenntnisse, aber auch Lücken und Versäumnisse. Im folgenden Kapitel steht das Problem der Han-zeitlichen Sklaverei im Mittelpunkt. Pilz liefert hier zunächst eine theoretische Abhandlung zum Thema „Sklaverei“ und kommt dann auf Einschätzungen der Han-zeitlichen Sklaverei durch Historiker der dreißiger Jahre zu sprechen. Größeren Raum nimmt die Kritik der diesbezüglichen Darstellung durch Wang Sizhi in den Jahren 1955–57 ein. Dieser vertrat die Ansicht, daß das Verhältnis der Schuldsklaverei die Produktionsweise zur Westlichen Han-Zeit am deutlichsten prägte und daher begründet, daß man hier von einer Sklavenhaltergesellschaft sprechen muß, auch wenn Sklaven nicht die Mehrheit der Produzenten stellten und sich die Verhältnisse

von denen im alten Athen oder Rom stark unterschieden. Pilz weist die Schwierigkeiten auf, in die Wang Sizhi mit seiner Beweisführung gerät und kontrastiert Wangs Darstellung mit derjenigen von Zhao Dexin aus dem Jahr 1958, in der der Begriff der Sklavenhaltergesellschaft nicht mehr dogmatisch, sondern nur noch heuristisch verwendet wird und die folglich zu wissenschaftlich viel befriedigenderen Ergebnissen kommt. Den Abschluß von Pilz' Untersuchung bildet ein Kapitel über die „Problematik des Feudalismusbegriffs für die Erforschung der Gesellschaft der Han-Zeit“. Hou Wailu und He Changqun sind es, die in diesem Zusammenhang exemplarisch herausgegriffen und kritisch gewürdigt werden.

Pilz' Werk ist in jeder Beziehung gründlich, theoretisch und sinologisch tiefgehend und angemessen. Daß sich die Lektüre trotzdem eher zäh gestaltet, ist wohl am wenigsten dem Autor vorzuwerfen, sondern liegt eher in der Natur des Themas begründet. Auch wenn Pilz Historiker zur Analyse ausgewählt hat, die wirklich etwas zu sagen hatten und sich nicht, wie so viele ihrer Kollegen, mit Schlagwortdebatten begnügten, fallen die Ergebnisse, was die Erkenntnis gesellschaftlicher und ökonomischer Verhältnisse zur Han-Zeit angeht, aus heutiger Sicht doch eher dürftig aus. Dabei läßt Pilz wahrlich jedem Argument, jeder These Gerechtigkeit widerfahren. Auch noch dem schwächsten Gedanken, so scheint es bei der Lektüre zuweilen, wird noch die Ehre einer wohlwollenden Würdigung zuteil. Etwas überspitzt könnte man sagen, daß man nun dank Pilz' detaillierter Analysen weiß, welche Namen längst zu recht dem Vergessen anheim gefallen sind, und das sind doch erschreckend viele. Gewiß wird man Pilz darin zustimmen müssen, daß man die Arbeiten der marxistischen chinesischen Historiker vergangener Jahrzehnte nicht pauschal als wertlos abtun darf. Ich selbst habe diese These einst mit Nachdruck vertreten. Allerdings erweist sich angesichts moderner wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Fragestellungen und Methoden, die ohne Marx' Arbeiten natürlich undenkbar wären, das alte marxistisch-leninistische Kategoriengebäude selbst doch als mittlerweile reichlich antiquiert – kein Wunder, da kaum ein Marxist jenen Mut zur Theoriebildung aufgrund historischer Untersuchungen aufbrachte, den Marx selbst ausgezeichnet hatte.

Da es Pilz eigenem Bekunden zufolge nicht nur darum zu tun war, mit seinem Werk die chinesisch-marxistische Geschichtsschreibung als geistesgeschichtliches Phänomen darzustellen, sondern auch ihre Ergebnisse zu würdigen, hätte man sich eine hier und da noch etwas präzisere, „modernere“ Kritik vorstellen können. Zum Beispiel beim Thema „Sklaverei“: Wer behauptet, zur Han-Zeit seien Sklaven in der Landwirtschaft beschäftigt worden, muß nicht nur nachweisen, daß in den Quellen Ausdrücke, die als „Sklave“ interpretierbar sind, im Zusammenhang mit Landwirtschaft vorkommen, sondern müßte – gesetzt den Fall, solcher Nachweis gelingt – auch darüber nachdenken, welche organisatorische Form denn diese Sklavenarbeit gehabt haben soll. Hat man sich eine Art Plantagenarbeit vorzustellen, also kollektives Arbeiten in großen Gruppen unter Aufsicht? Eine solche Form dürfte nicht nur theoretisch möglich oder zu anderen Zeiten und an anderen Orten vorgekommen sein, sondern müßte unter den gegebenen historischen Verhältnissen auch die ökonomisch sinnvollste Art gewesen, die Produktion zu organisieren, da sich ökonomisch und organisatorisch unnötig aufwendige Betriebsformen, sofern sie überhaupt zu realisieren versucht werden, rasch als unpraktikabel bzw. zu teuer herausstellen und sinnvoller Betriebsformen Platz machen. Bedeuten Ausdrücke wie „*nubi*“, gemeinhin als „Sklaven“ verstanden, zur Han-Zeit daher womöglich nichts anderes als familienweise auf zugewiesenen Feldern (sofern Schuldsklaven: auf ihren ursprünglich eigenen Feldern) wirtschaftende „Leibeigene“ oder unfreiwillige Pächter? Verbirgt sich also hinter der Han-zeitlichen Sklaverei auf dem Lande ökonomisch gesehen am Ende

bloß eine Art Pachtverhältnis, bei der sich der „Sklave“ samt Familie selbst ernährt? Da die kollektive Produktion durch Sklaven samt deren Beaufsichtigung und Ernährung durch den Sklavenhalter eine sehr aufwendige Betriebsform darstellt, scheint mir die Beweislast für die Existenz solcher Sklavenarbeit, wie sie manche Historiker für die Han-Zeit annehmen, viel größer zu sein, als Pilz glauben macht. Dies gilt entsprechend natürlich auch für in nicht-landwirtschaftlicher Produktion arbeitende Sklaven.

Ohne Pilz' Leistung schmälern zu wollen, hätte sich der Rezensent auch hier und da noch etwas mehr Genauigkeit im Ausdruck gewünscht. Der Autor befließigt sich durchweg einer erfreulich nüchternen Sprache. Um so unangenehmer fällt auf, daß offenbar – zumindest über weite Strecken – kein Unterschied zwischen Besitz und Eigentum gemacht wird. „Grundbesitzer“ beispielsweise, ein Wort, das in wohlverstandenen wissenschaftlichem Gebrauch ebenso Großgrundeigentümer wie Pächter bezeichnen sollte, ist hier offenbar vorwiegend im Sinne von „Grundherr“ (*dizhu*) verwendet. Unnötig verwirrend ist auch, daß „Gründe“ bei Pilz nicht nur Gründe bezeichnet, sondern oft im Sinne von „Land“, „Grund und Boden“, zuweilen auch von „Höfe“ zu verstehen ist. Ansonsten kann man den Autor zu seiner Arbeit nur beglückwünschen. Wer über chinesischen Marxismus, chinesische Wissenschaftsgeschichte und über die Han-Zeit arbeitet, wird an Pilz' Darstellung nicht vorbeikommen.

Hans-Wilm Schütte, Hamburg